

Identität und Heimat

Schlaglichter auf eine prekäre Beziehung



Hans-Joachim Höhn¹

„Heimat“ – für geraume Zeit war dieser Begriff eingeklemmt zwischen „Vaterland“ und „Muttersprache“. Seitdem weist er Spuren des ideologischen Missbrauches und der demagogischen Verengung, aber auch der kitschigen Banalisierung auf. Oft wird er großen Worten vorangestellt und reduziert ihren Gehalt auf ein provinzielles Maß: Heimaterde, Heimatliebe, Heimatmuseum, Heimatroman. Gerne nimmt das Wort „Heimat“ auch Platz an Stammtischen. Es liebt den Dialekt und ist in Wanderschuhen unterwegs; es schunkelt mit beim „Musikantenstadl“ und macht in der Zeitschrift „Landlust“ für sich Werbung. Es flankiert Trachtenumzüge und gehört zur Dekoration von Schützenfesten. „Heimat“ sorgt für Sozialromantik.

Wer auf solche Stereotypen verweist, steht inzwischen im Verdacht, auf überholte Klischees hereinzufallen. Denn längst hat sich „Heimat“ auch einen Platz im Wörterbuch der Sozialkritik gesichert. Linke und grüne Intellektuelle holen es aus dem Sprachexil zurück. „Heimat“ ist das Alias-Wort für eine Umwelt, die man vor dem sozialen, kulturellen und ökologischen Ausverkauf schützen will. Heimat und Tradition gelten angesichts der Globalisierung neoliberaler Wirtschafts- und Gesellschaftskonzepte als wichtige Ressourcen für die Wahrung des Eigenstandes und Eigenrechtes des kulturell Partikularen und regional Besonderen. Kriegsflüchtlinge, Asylsuchende und Migrant*innen haben der Debatte um

¹ Hans-Joachim Höhn ist Professor für Systematische Theologie und Religionsphilosophie am Institut für Katholische Theologie der Universität Köln.

Heimat und Fremdheit eine neue, politisch brisante Wendung gegeben und sie auf dramatische Weise aus dem Winkel des Provinziellen herausgeholt.² Allerdings hat diese Entwicklung nichts daran geändert, dass von „Heimat“ meistens dann Gebrauch gemacht wird, wenn man in einen Rückspiegel schaut. Der aktuelle Heimatdiskurs ist retrospektiv ausgerichtet.

Dass über Heimat gesprochen werden muss, verdankt sie der Moderne und ihren Fortschrittsprojekten. Für moderne Zeiten ist typisch, dass der Mensch sich in einer Welt zurechtfinden muss, in der immer weniger von dem, was ist und war, künftig noch sein wird. Damit schwinden zunehmend alle lebensweltlichen Bestände, die geeignet schienen, dauerhaft Identität, Orientierung und Sicherheit zu geben. Zugleich entsteht ein enormer Bedarf an Wirklichkeitsvertrautheit, ohne dessen Erfüllung die ständigen Veränderungsschübe nicht auszuhalten sind. Um in der eigenen Biographie den roten Faden nicht zu verlieren, müsste es möglich sein, die jeweilige Gegenwart auf das im Wandel nicht erst Kommende, sondern angesichts aller Veränderungen gleichwohl Bleibende auszurichten. Würden alle Herkunftselemente in demselben Maße veralten und verschwinden wie Innovationselemente hinzukommen, gäbe es kaum die Chance der Selbstvergewisserung.³ Unter dieser Rücksicht ist es zweifellos sinnvoll, Heimat als Suchbegriff für jene mitlaufenden Anfänge der Biographie einzusetzen, die einen Menschen davor bewahren mit sich selbst zu fremdeln.

Wer „Heimat“ definieren soll, kommt daher ohne eine biografische, kulturelle oder historische Rückblende nicht aus.⁴ Wer eine Heimat erhalten oder neu finden will, muss sich dabei aber auch auf Fehlanzeigen einstellen. Häufig ist nicht mehr vorhanden, was man erhalten will, und oft bleibt aus, wonach man sucht. Von beidem soll im Folgenden die Rede sein – und ebenso von (Ent-)Täuschungen beim Suchen und Finden von Identität.

² Vgl. *Edoardo Costadura* u. a. (Hg.): *Heimat global. Modelle, Praxen und Medien der Heimatkonstruktion*, Bielefeld 2019; *Jürgen Hasse* (Hg.): *Das Eigene und das Fremde. Heimat in Zeiten der Mobilität*, Freiburg/München 2018; *Ulrich Hemel/Jürgen Manemann* (Hg.): *Heimat finden – Heimat erfinden. Politisch-philosophische Perspektiven*, Paderborn 2017.

³ Vgl. *Hermann Lübbe*: *Zivilisationsdynamik. Ernüchterter Fortschritt – politisch und kulturell*, Basel 2015.

⁴ Vgl. dazu den Überblick von *Susanne Scharnowski*: *Heimat. Geschichte eines Missverständnisses*, Darmstadt 2019.

Für viele Zeitgenossen gilt Heimat als jener Zeit-Raum ihrer Kindheit und Jugend, in dem sie sich die Welt vertraut machten und dabei Selbst- und Weltvertrauen entwickelten. Es geht um einen Lebensabschnitt, der zwar eine Bestimmungsmöglichkeit für das eigene Herkommen darstellt. Aber zugleich ist damit die Anzeige eines Abstandes verbunden. Der Ort, an dem man mit dem Leben und mit sich selbst vertraut wurde, ist in der Regel nicht mehr identisch mit dem aktuellen Lebensmittelpunkt. „Heimat“ ist eine Entfernungsangabe. Man ist fort- und umgezogen und hat andernorts ein neues Zuhause gefunden. Und wenn man besuchsweise oder anlässlich eines Familien- oder Klassentreffens in die alte Heimat zurückkehrt, wird jeweils klar, welche Distanz zwischen „damals“ und „heute“ liegt. Anfangs wird in gemeinsamen Erinnerungen gekramt („Weißt Du noch ...?“). Aber sehr rasch ist klar, wie sehr sich alles verändert hat. Da sich alle nicht gemeinsam verändert haben, endet auch diese Gemeinsamkeit, sobald der Bestand der Anekdoten aufgebraucht ist.

Ein Mensch kann in der Heimat, aus der er stammt, auf zweifache Weise selbst zum Fremden werden: Er kommt nach langer Zeit zurück und findet alles verändert vor, oder er kehrt nach vielen Jahren heim und nichts hat sich verändert – nur er selbst. Im beiden Fällen löst die Heimat Befremden aus. Es passt nicht mehr zusammen, was einmal zusammengehörte. Wer von „Heimat“ spricht, verarbeitet stets auch das Fremdeln mit ihr. Fremde und Heimat – beides ist nur zusammen denkbar und erlebbar. Bleibt *in* der Heimat meist unbewusst, was *an* ihr Welt- und Selbstvertrautheit entstehen ließen, so lebt man in der Fremde *mit* der Heimat und dem Verlust des Vertrauten. Heimat ist präsent in der Weise des Vermissens. Sie erzeugt gemischte Gefühle und löst Phantomschmerzen aus.⁵ Sie meldet sich als Heimweh, als Sehnsucht nach dem Abwesenden, Vergangenen, Aufgegebenen. Von dieser Erfahrung erzählen sehr eindrücklich nicht nur Geflüchtete und Vertriebene, sondern ebenso Arbeitsmigranten, die freiwillig aufgebrochen sind. Es macht hier keinen Unterschied, ob man mit Gewalt aus der Heimat abgeschoben wurde oder ob man sie mit dem Mut der Verzweiflung aufgab, um andernorts etwas Besseres als den Tod zu finden.

Wer seine Heimat verlässt, gibt identitätsstiftende Zugehörigkeiten auf. Was sich in der Fremde zuerst einstellt, ist die wehmütige Feststellung,

⁵ Vgl. Rainer Gross: Heimat. Gemischte Gefühle. Zur Dynamik innerer Bilder, Göttingen 2019.

dass etwas fehlt, das zuvor unmerklich das Leben getragen hat. Darum wird kaum jemand erfahren, was Heimat ist, der sie nie verlassen hat oder dem sie nie genommen wurde. Vielleicht wird erst dann erfasst, was Heimat ist, wenn man sich noch einmal nach einem lebenswichtigen Ort umdreht, an den keine Rückkehr möglich ist. Heimat ist eine Entzugerscheinung – was sie ausmacht und bedeutet, zeigt sich in ihrem Schwinden.

II. Zwischen Beschwörung und Verklärung: Identität – Heimat – Krise

Die Beschwörung von Heimat wird in der Regel nicht durch die Erfahrung von Kontinuität und Stabilität bestärkt, sondern durch das Spüren eines Mangels. Wer im Heimatlichen Halt sucht, ist meist auf etwas aus, das bereits verloren ist, wovon man aber dennoch meint, es erhalten zu können. Insofern dokumentieren die inzwischen auf Landesebene etablierten „Heimatministerien“ weniger den politischen Willen zur Sicherung eines kulturellen Zusammenhalts, sondern decken sein abgelaufenes Haltbarkeitsdatum symbolpolitisch zu. Das romantische Ensemble aus intakter Landschaft, lebendiger Tradition und bürgerlichem Gemeinsinn wird umso heftiger beschworen, je weniger es noch besteht.⁶

Ohnehin ist zu bezweifeln, ob und inwieweit diese Größen überhaupt in regierungsamtliche Obhut genommen werden können. Oft geht es um ganz andere und sehr heterogene Themen. Bei näherem Hinsehen zeigt sich, dass unter dem Dach eines „neuen“ Ministeriums in einem vermeintlich einheitlichen Kompetenzbereich zusammengefasst wurde, was zuvor in unterschiedlichen Ressorts verwaltet wurde: Förderung von Ehrenamt und Brauchtum, Raumordnung und ÖPNV, Wohnungsbau und Breitbandkabel, Natur- und Denkmalschutz, Diversity-Management, Integration und Inklusion. Mit „Heimat“ hat die Politik einen Container aufgestellt, in dem unterschiedlichste Maßnahmen und Vorhaben gesammelt werden, die vor

⁶ Vgl. exemplarisch den Internetauftritt des Ministeriums für Heimat, Kommunales, Bau und Gleichstellung des Landes Nordrhein-Westfalen (www.mhkgb.nrw, aufgerufen am 17.06.2019). Unter der Überschrift „Heimat. Zukunft. Nordrhein-Westfalen. Wir fördern, was Menschen verbindet.“ wird programmatisch erklärt: „Die Landesregierung fördert Initiativen und Projekte, die lokale und regionale Identität und Gemeinschaft und damit Heimat stärken. Ziel ist es, Menschen für lokale und regionale Besonderheiten zu begeistern und die positiv gelebte Vielfalt in unserem Bundesland deutlich sichtbar werden zu lassen.“ Dabei bleibt das Verständnis des Leitbegriffs vage und diffus: „Bei ‚Heimat‘ geht es um das Verbindende, um die Gemeinschaft und den Zusammenhalt in einem vielfältigen Land wie unserem Nordrhein-Westfalen.“

allem auf ein Unbehagen und eine Unzufriedenheit der Bevölkerung, angesichts innenpolitischer Versäumnisse reagieren. Dem Wahlvolk wird signalisiert: Wir kümmern uns! Die Politik verspricht Bürgernähe. Das bürger-nahe NRW-Heimatministerium gibt sich konservativ und innovativ. Sein Wahl(kampf)spruch lautet: „Heimat zu haben heißt: Heimat zu gestalten.“ Mit anderen – noch platteren – Worten: Herkunft hat Zukunft – allerdings nicht ohne eigenes Zutun!

Politische Beschwörungen, wie das Überkommene zukunftsfähig bleiben kann, scheitern ebenso häufig an der Realität wie Verklärungsversuche des Vergangenen. Das Ende der deutsch-deutschen Doppeleristenz liefert dafür ein Exempel. Für etliche DDR-Bürger ist die Wende 1989/90 nicht verklärungstauglich. Ihnen wurde nicht der Heimatboden unter den Füßen weggezogen, aber beinahe alles, was bisher darauf stand und ihnen als beständig galt. Sie wohnen immer noch am selben Ort und stellen dennoch fest: Es macht Mühe, sich im Angestammten zurechtzufinden. Haus und Hof haben sie zwar nicht verlassen. Gleichwohl machen sie jene Erfahrung, von der sonst nur Auswanderer berichten: Sie befinden sich in einer neuen Welt. Sie behalten ihre Heimat, die plötzlich alles bisher Anheimelnde verliert. Ihre alte Weltvertrautheit nimmt Schaden – und ihr Selbstvertrauen auch. Eine kurze Phase der Nostalgie setzt bald darauf ein, und eine „Ostalgie“-Welle schwappt vorübergehend durch die „neuen“ Länder. Es gibt Partys im FDJ-Design, landesweite Trabi-Treffen werden organisiert, längst abgeschriebene Konsum- und Haushaltsartikel wie die Kaffeemarke „Rondo“ und das Waschmittel „Spee“ tauchen wieder in Supermärkten auf.⁷ Es ereignet sich eine „dystopische“ Heimatpflege, die sich in zwei Stoßseufzern artikuliert: „Nichts ist mehr so, wie es war!“ – „Aber es war nicht alles schlecht!“ Dahinter stehen der offensive Versuch der Wiederaneignung scheinbar authentischer Alltagskultur und der defensive Versuch, einer Pauschalverurteilung der DDR-Geschichte entgegenzutreten. Das vermeintlich Authentische verleiht in der Retrospektive dem Vergangenen den Anstrich einer zumindest partiell guten alten Zeit.⁸

Eine Wiedergutmachung der erlittenen Beschädigung von Selbst- und Weltvertrauen ist damit allerdings nicht in Sicht. Die daraus entstehende Frustration manifestiert sich zeitverzögert, findet aber keine passende

⁷ Vgl. hierzu mit zahlreichen Beispielen *Thomas Ahbe: Ostalgie. Zum Umgang mit der DDR-Vergangenheit in den 1990er Jahren*, hg. von der *Landeszentrale für politische Bildung Thüringen*, Erfurt 2005.

⁸ Dass es auch im Westen Deutschlands einen solchen Trend gegeben hat, wird deutlich bei *Alexandra Ludewig: ‚Ostalgie‘ und ‚Westalgie‘ als Ausdruck von Heimatsehnsüchten*; in: *Gunther Gebhard u. a. (Hg.): Heimat. Konturen und Konjunkturen eines umstrittenen Konzepts*, Bielefeld 2007, 141–160.

Adresse für die angelaufenen Schadensersatzforderungen. Die Anfälligkeit für fremdenfeindliche Parolen mag im Osten Deutschlands eine Wurzel darin haben, dass man sich trotzdem an jemandem schadlos halten möchte. Im Winter 2014/15 formiert sich dort die Protestbewegung „Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes“. Ihren größten Zulauf erhält sie in ostdeutschen Städten mit einem äußerst geringen Anteil islamischer Bürger*innen. Den Demonstranten ist der Islam dort so fremd wie das Christliche am Abendland. Aber das verhindert nicht, dass beide Religionen zur Projektionsfläche für Wende- und Heimattümelei und Überfremdungsangst gemacht werden.⁹

III. „Heimatschutz“ – oder: Sicherung der Außengrenzen

Verschwörungs- und Beschwörungsrhetoriken verwendet auch die sog. „Identitäre Bewegung“, die seit 2007 in Frankreich, seit 2014 in Österreich und Deutschland von sich reden macht und sich die Wahrung von sozialer und kultureller Identität auf die Fahne geschrieben hat: „Wir brauchen endlich wieder ein gesundes Verhältnis zu Patriotismus und Heimatliebe sowie echte Meinungsfreiheit. Viele Jahre dominierte die politische Linke den Medien- und Kulturbetrieb. Jetzt ist es Zeit, dass eine identitäre Gegenstimme auf die Bühne tritt. Heimatliebe ist kein Verbrechen, sondern etwas völlig Normales. Wir wollen, dass sich jeder offen und ehrlich zu seiner eigenen Kultur und Tradition bekennen kann, ohne dabei Ausgrenzung oder Diskriminierung erfahren zu müssen.“¹⁰ Ihre Mitglieder wollen die lokalen, regionalen, nationalen und europäischen Identitäten, Kulturen und Traditionen erhalten und wenden sich gegen eine seit Jahren stattfindende „Masseneinwanderung und Islamisierung“. Im Zentrum ihrer Forderungen steht der Erhalt der „ethnokulturellen Identität“, d. h. die Anerkennung und Achtung einer jeden Ethnie bzw. Kultur und ihrer Souveränität auf ihrem „angestammten“ Gebiet.

Für ideologiekritische Beobachter ist nicht zuletzt der hier behauptete Nexus von „Heimat“, „Identität“ und „Identitätsbewahrung“ aufschlussreich:¹¹ Heimat und Identität werden vererbt, nicht erworben. Identität ist

⁹ Zum Hintergrund dieses Phänomens siehe *Karl-Siegbert Rehberg* u. a.: PEGIDA – Rechtspopulismus zwischen Fremdenangst und »Wende«-Enttäuschung? Analysen im Überblick, Bielefeld 2016; *Hans Vorländer* u. a.: PEGIDA. Entwicklung, Zusammensetzung und Deutung einer Empörungsbewegung, Heidelberg 2015.

¹⁰ Siehe www.identitaere-bewegung.de/category/politische-forderungen/ (aufgerufen am 11.06.2019).

abrufbar aus lokalen, regionalen und nationalen Traditionen, die zueinander im Verhältnis konzentrischer Kreise stehen. Gegen eine von außen kommende Störung dieser Kreise sind Abwehrmaßnahmen zu ergreifen. Den Bezugsrahmen einer Identitätsbestimmung bilden die Koordinaten Volk, Raum, Heimat, Geschichte. Was aus diesem Rahmen fällt, kann nicht Kriterium für Zugehörigkeit sein. Kurzum: Identität gründet in Grenzziehungen. Sie bedarf des Schutzes ihrer Außengrenzen. Nicht nur die eigene, auch die Identität der Anderen ergibt sich aus Abgrenzungen. Was deren Identität ausmacht, besteht aus dem, was sie in Bezug auf das Besondere der eigenen Bezugsgruppe nicht aufzuweisen haben. Identität meint einen Selbstbezug, der eines „exklusiven“ Außenbezuges bedarf. Identität kann bedroht sein – von außen durch Aggression und Überfremdung, aber auch von innen, wenn Tür und Tor geöffnet werden für das Fremde und die Fremden.

Hier manifestiert sich ein vor-modernes Konzept von Identität und Heimat.¹² Beide Größen sind Vorgaben, d.h. sie stehen für etwas Vorgegebenes, das überliefert und übernommen wird. Identität und Heimat sind Ausdruck eines Herkommens und Abstammens. Identitätsvergewisserung und -sicherung orientieren sich an dem Indisponiblen dieser Vorgaben. Kern jeder Identität muss etwas sein, das für ein Individuum nicht zur Disposition steht und von einem Kollektiv nicht zur Disposition gestellt wird. Wer diese Identität wahren will, muss daher eine spezifische Form der Herrschaft über das Eigene ein- und ausüben. Diese besondere Selbstbeherrschung verhindert die Herrschaft der Anderen über das eigene Selbst. Der Verlust der Kontrolle über die eigene Identität wäre der größtmögliche Schadensfall. Nur maximale Selbstkontrolle sichert maximale Unabhängigkeit. Selbstkontrolle aber verlangt die Kontrolle der fremden Anderen, denn sie dürfen nicht zu Übergriffen auf die eigene Identität und Freiheit verleitet werden. Kontrolle heißt in diesem Fall nicht Unterwerfung, sondern in Schach halten, auf Distanz halten. Um Kontrolle über die fremden Anderen auszuüben, muss man sie nicht niederwerfen. Viel effizienter ist es, sie auszuweisen und fernzuhalten. Man muss nicht in ihr Territorium einmarschieren. Es genügen Grenzkontrollen und Maßnahmen der Abschreckung: Ausländer unerwünscht!

¹¹ Vgl. u. a. *Andreas Speit* (Hg.): *Das Netzwerk der Identitären. Ideologie und Aktionen der Neuen Rechten*, Berlin 2018; *Benno Hafenecker*: *Die Identitären – Vorübergehendes Phänomen oder neue Bewegung?*, Berlin 2014; *Gudrun Hentges* u. a.: *Die Identitäre Bewegung Deutschland (IBD) – Bewegung oder virtuelles Phänomen?*, Forschungsjournal *Neue Soziale Bewegungen Supplement Heft 3/2014*, Berlin 2014.

¹² Zur kritischen Auseinandersetzung mit diesem Konzept siehe ausführlich *Hans-Joachim Höhn*: *Ich. Essays über Identität und Heimat*, Würzburg 2018.

Viele Christen lassen keinen Zweifel daran, dass es sich bei „Identität“ und „Heimat“ um zwei zusammengehörige Größen handelt. Sie bezweifeln auch nicht, dass in diesem Bündnis noch ein Platz frei ist für eine dritte Größe: Religion. Für sie steht außer Frage, dass Religion identitätsstiftend ist und dass man sich in ihr beheimaten kann. Weithin dominiert auch im christlichen Kontext ein Verständnis von Identität, das auf Verwurzelung setzt und Heimat als existenzielles und kulturelles Wurzelwerk betrachtet. Sie leitet die Sorge, dass Beeinträchtigungen von Identität und Heimat auch den Glauben in Mitleidenschaft ziehen. Diese Besorgnis kann sie in eine prekäre Nähe zu „identitären“ Heimatkonzepten bringen und sogar Sympathien für rechtspopulistische Strömungen entwickeln lassen.¹³

Christen sind jedoch nicht gut beraten, eine Identitätslogik zu übernehmen, welche die Markierung von Differenzen ins Zentrum stellt und Identitätssicherung durch Abgrenzungen und Ausgrenzungen betreibt. Genuin christlich ist vielmehr die Überzeugung, dass es unter den Geschöpfen Gottes keine Unterschiede gibt, die nicht von einer je größeren Gemeinsamkeit umgriffen werden. Christen sollten auch auf Distanz gehen zu identitätsstärkenden Beheimatungen, die Identität und Heimat abhängig machen von der Verwurzelung im Überkommenen, von der Bekräftigung des Überlieferten oder von der Fortsetzung des Bestehenden. Bei diesem Gebrauch der Kategorien „Heimat“ und „Identität“ schwingen vor allem Konnotationen mit, die auf all jenes verweisen, was ein vorwärtsgehender Mensch hinter sich und was er allein im Modus der Rückwärtsgewandtheit wahrnimmt. Es gibt aber noch einen anderen Typus der Daseinsvergewisserung, der dem Ursprung und Erbe des Christentums viel mehr entspricht. Er stellt in Frage, dass Heimat nur retrospektiv bestimmbar ist. Er bezweifelt, dass es jenes Idyll jemals gegeben hat, das eine verklärende Erinnerung heraufbeschwört und das Heimwege nur als Rückwege kennt. Vielleicht ging diese Alternative auch Ernst Bloch durch den Kopf, als er „Heimat“ definierte: „worin noch niemand war.“¹⁴ Heimat ist eine Utopie: Wir wären gerne dort, wo wir noch nie waren! Heimat ist dort, wohin es uns zieht! Daher muss das Hier und Jetzt überschritten werden.

¹³ Siehe dazu *Sonja Angelika Strube* (Hg.): *Rechtsextremismus als Herausforderung für die Theologie*, Freiburg–Basel–Wien 2015.

¹⁴ *Ernst Bloch*: *Das Prinzip Hoffnung*. Bd. 3, Frankfurt ⁵1978, 1628. Siehe hierzu auch *Gerd Koch*: *Art. Heimat*; in: *Beat Dietschy* u. a. (Hg.): *Bloch-Wörterbuch*, Berlin/Boston 2012, 168–188.

Ein solches „futuresche“ Konzept von Heimat fordert den Menschen dazu auf, sich auf einen Heimweg zu machen, dessen Ziel im Zukünftigen, Fremden und Unbekannten liegt. Von Heimat lässt sich nicht reden in der Zeitform des Präteritums. Über das Gewesene und Überkommene muss man sich hinwegsetzen. „Heimat“ steht hier nicht für etwas Vorgegebenes, in das der Mensch hineingeboren wird und wo er kraft seiner Geburt das Recht der Zugehörigkeit besitzt. „Heimat“ bezieht sich vielmehr auf etwas Ausstehendes, das niemandem in der Weise des Hineingeborenwerdens zuteil wird.

Manches spricht dafür, dass Judentum und Christentum für diese „futuresche“ Heimat eintreten.¹⁵ Abraham, dem Stammvater dieser Religionen, wird von Gott ausgerichtet: „Nicht Dein Geburtsort ist Dein Zuhause. Mache Dich deshalb auf einen Weg in ein Ausland, das Du nur auf dem Weg in Deine Zukunft betreten kannst“ (vgl. Gen 12,1–3). Wo die Bibel zu einer heilsgeschichtlichen Rückblende auf die „Heimsuchungen“ Gottes ansetzt, hat sie häufig Situationen der Heimatlosigkeit und Unbehaustheit im Blick.¹⁶ An sie soll sich der Fromme erinnern, wenn göttliche Verheißungen in Erfüllung gehen: „Wenn du in das Land, das der Herr dir als Erbbesitz gibt, hineinziehst, ... sollst du vor dem Herrn, deinem Gott folgenden Bekenntnis ablegen: Mein Vater war ein heimatloser Aramäer“ (Dtn 26, 1.5).

Für die frühe Christenheit ist „Heimat“ keine Herkunftsbezeichnung, sondern eine Zielbestimmung der Zukunft: „Denn wir haben hier keine Stadt, die bestehen bleibt, sondern wir suchen die künftige“ (Hebr 13,13–14).¹⁷ Die Beziehung zum Bestehenden manifestiert sich in einer für Außenstehende befremdlichen Verbindung von Nähe und Distanz. Christen geben zu erkennen und bekennen, dass sie „Fremde und Gäste auf Erden sind“ (Hebr 11,13). Wo sie die Welt als gastlich erleben, werden sie die da-

¹⁵ Vgl. *Jürgen Manemann*: Migration und Exodus; in: *Ders./Werner Schreer* (Hg.): Religion und Migration heute, 202–213. Zum Ganzen siehe auch *Klaus Neumann*: Art. „Heimat“; in: HGANT I, 243–244; *Alexander Deeg* u.a. (Hg.): Identität. Biblische und theologische Erkundungen, Göttingen 2006, bes. 23–65; *Pascal Schmitt*: „Heimat“ – ein theologischer Begriff?; in: ThGl 105 (2015), 162–178; *Mirjam Schambeck*: Unbehauste Heimat. Von der Sehnsucht anzukommen, Würzburg 2017.

¹⁶ Vgl. die prägnante Erörterung von *Christoph Niemand*: Von fremden Göttern und Menschen. Erfahrungen des Fremdseins in der Bibel; in: *Severin J. Lederhilger* (Hg.): Auch Gott ist ein Fremder. Fremdsein – Toleranz – Solidarität, Frankfurt/Berlin 2012, 23–38. Zum Ganzen siehe auch 5.

¹⁷ Vgl. hierzu *Erich Gräßer*: „Wir haben hier keine bleibende Stadt“ (Hebr 13,14). Erwägungen zur christlichen Existenz zwischen den Zeiten; in: *Martin Evang/Otto Merk* (Hg.): Aufbruch und Verheißung, Berlin/New York 1992, 213–230.

mit verbundenen Freuden nicht ausschlagen. Aber jede Gastfreundschaft besteht nur auf Zeit und kann das Moment der Fremdheit nicht vollends tilgen. Endgültige Beheimatung verlangt die Entfristung von Zugehörigkeit und die Beständigkeit des Vertrauten. Nichts Innerweltliches ist jedoch von Dauer. Die Beheimatung, die Christen erstreben, hat daher ihren Anker im Unvergänglichen. Was nicht vergeht, liegt in der Zukunft und ist das Ziel ihres Fernwehs. „Unsere Heimat aber ist im Himmel“ (Phil 3,20). Dieses Fernweh ist jedoch nicht ein Ausdruck von Weltverachtung und keine Ausrede für fromme Weltflucht, sondern ermöglicht Beharrlichkeit und Zuversicht im Umgang mit den Widrigkeiten des Daseins.¹⁸ Eine Heimat im Glauben haben, heißt nämlich: „Sich-festmachen in dem, was man erhofft“ (Hebr 11,1). Beheimatung im Glauben bedeutet daher, nicht ganz bei sich zu sein! Im Hier und Jetzt sind alle Lebenslinien auf einen Fluchtpunkt ausgerichtet, der in weiter Ferne liegt.

¹⁸ Zum Ganzen siehe auch *Hans-Joachim Höhn: Fremde Heimat Kirche. Glauben in der Welt von heute, Freiburg–Basel–Wien 2012.*